

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1945)

Heft: 8-9

Artikel: Deportation der Bündner Geiseln nach Innsbruck und Graz 1799-1801

Autor: Valentin, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-414465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einverständnis und die finanzielle Unterstützung des Kantons und beauftragte den Verfasser dieser Zeilen mit der Ausführung. Eine auf neuer Grundlage aufgebaute, nicht allzubreite, lesbare Darstellung sollte geboten, in ausgedehnterem Maße als bis anhin das geistige, soziale und wirtschaftliche Leben früherer Jahrhunderte in die politische Geschichte verwoben werden. Hatte auch Muoth gemäß seinem Plane im Sinn, die Darstellung mit dem Jahre 1803, vielleicht sogar mit 1794, abzuschließen, so wagte der Vertreter der neuesten Bündnergeschichte zum erstenmal den Versuch, auch die Entwicklung des Landes bis knapp über die Schwelle des 20. Jahrhunderts (1914), kulturell bis zur Gegenwart, in großen Zügen zu zeichnen. Die politischen und wirtschaftlichen Strömungen, die der erste Weltkrieg ausgelöst hat, fielen nicht mehr in den Rahmen dieses Bildes. Sie sind dem Kampf der Leidenschaften noch nicht entrückt, und der Maßstab für das, was an ihnen geschichtlich bedeutsam und in die Zukunft weisend ist, fehlt einstweilen noch. Anders verhielt es sich mit der wissenschaftlichen Tätigkeit, die zu einer zusammenfassenden Darstellung bis zur Gegenwart förmlich aufforderte.

Dankbar gedenkt der Verfasser beim Abschluß seiner Bündnergeschichte der mannigfachen Anregungen und der unvergeßlichen persönlichen Eindrücke, die er von seinem ehemaligen Geschichtslehrer an der Kantonsschule, seinem spätem Kollegen und Freunde, Prof. Muoth, empfangen hat, dem es nicht mehr vergönnt war, den ehrenvollen Auftrag der kantonalen Behörden auszuführen.

Deportation der Bündner Geiseln nach Innsbruck und Graz 1799—1801

Authentische Aufzeichnungen von Dekan J. Valentin (1760—1841)

Vorbemerkung des Herausgebers. Im Bündn. Monatsblatt 1944 S. 101 ff wurden die Aufzeichnungen Landammann Florian Plantas über seine Deportation nach Aarburg (1799) veröffentlicht. Dank dem freundlichen Entgegenkommen von Frau Pfarrer E. Monsch in Chur sind wir in der Lage, eine eingehende, authentische Darstellung über die gleichzeitige Deportation von Bündner Geiseln nach Innsbruck und Graz abzudrucken. Sie stammt von Dekan Jakob Valentin von Remüs, der sich auch unter den Deportierten befand, und dem für seine

Aufzeichnungen zudem noch amtliche Schriftstücke zur Verfügung standen, die er teilweise seiner Darstellung einverleibt hat. Valentin wurde 1760 geboren, 1785 in die Synode aufgenommen, leitete längere Zeit die 1786 von Joh. Bapt. Tscharnern nach dem Zusammenbruch des Philanthropins in Marschlins in Jenins gegründete „Nationalschule“ (vgl. A. Rufer, Vier bündnerische Schulrepubliken S. 27 ff), mußte 1799 als Geisel in die Verbannung wandern; aus der er 1801 zurückkehrte. Er amtete dann noch als Pfarrer in Degersheim, Kappel und zuletzt in Maienfeld, wo er 1841 starb. Seine Deportationsgeschichte ergänzt in wertvoller Weise diejenige des Paters Placidus a Spescha (Leben und Schriften, Ausgabe Pieth/Hager S. 115 ff) und wurde im Feuilleton des „Freien Rätiers“ 1899 Nr. 266—280 auszugsweise erstmals veröffentlicht, erscheint nun in vollständigerer Form im Bündn. Monatsblatt. Orthographie und Interpunktion wurden modernisiert, der Satzbau zur Erleichterung des Verständnisses da und dort maßvoll geändert.

I. Veranlassung zur Deportation

Die Geschichte dieser Deportation ist allzu merkwürdig, als daß sie nicht verdiente, näher gekannt zu werden. Um sie aber richtig beurteilen zu können, ist die Kenntnis der Ursachen und der dabei mitwirkenden Triebfedern, deren Folge sie war, unentbehrlich.

Schon seit Jahrhunderten herrschten in Bünden vorzüglich zwei Parteien: die Salissche und die Anti-Salissche, welche letztere je nach dem Namen der Angesehensten unter ihnen bald die Plantasche, Sprechersche oder Tscharnersche hieß. Die Präpotenz der erstern war nach und nach so angewachsen, daß ihr vereinter Wille unter dem Scheine der Freiheit Befehl war. In allen Teilen des Landes verbreitet, vereinigte sie ein ihnen eigener „Esprit de corps“, der zwar zuweilen durch kleine Mißhelligkeiten und die Eifersucht der verschiedenen Familienäste untereinander gestört, aber immer wieder rege wurde, so oft es sich um das Ansehen und die Macht ihres Hauses handelte. Ihre Gewalt über das Volk unterstützten sie durch Popularität, Kenntnisse, Erziehung, feine Lebensart, Aufwand, Reichtum und Ehrenstellen. Ein Salis war königlich französischer Minister und Geschäftsträger in Bünden, ein anderer Inhaber eines Regiments in den Diensten des nämlichen Königs; andere hatten schon seit 60 Jahren die Zölle Gemeiner Lande in Händen, und ihre Übermacht in dem dem Bündner Freistaat untertanen Veltlin, Cleven und Worms war eine ergiebige Goldgrube für alle.

Ihnen das Gegengewicht zu halten und sie womöglich aus dem Sattel zu heben, war das Hauptaugenmerk der mancherlei Familien, die, zu diesem Zwecke verbunden, die andere Partei bildeten; und die Umstände schienen dieses Vorhaben vorzüglich zu begünstigen. Das Veltlin riß sich von Bünden los und wurde mit Cisalpinien vereinigt. Mit der Revolution in Frankreich hörten die Ministerstelle, oberwähntes Regiment und die Kriegsdienste daselbst auf; die Zölle waren ihnen gleichfalls zum Teile schon aus den Händen gerissen worden. Kaum aber fing ihr Thron an zu wanken, als sie schon auf neue Stützen sannen, ihn aufrecht zu erhalten. Sie buhlten, da ihr Einfluß und Ansehen in Frankreich durch die Staatsumwälzung daselbst dahin war, um die Gunst des Wiener Hofes, und es gelang ihnen dies durch Kunstgriffe, die ich hier nicht erzählen mag. Die Gefangennehmung des fränkischen, nach Konstantinopel bestimmten Abgesandten Sémonville samt seinen Gefährten auf neutralem Boden und was mit ihren Schätzen vorgenommen wurde, ist bekannt. Genug! Sie hatten ihren Zweck erreicht, und ihrer Gegenpartei, den alten, natürlichen und steten Freunden des allerdurchlauchtigsten Hauses Österreich ging es, wie es alten Freunden immer geht, wenn neue Günstlinge ihr Ansehen heruntersetzen und sie verdrängen: Sie wurden mit Verachtung beiseite gesetzt. Dagegen wußten auch diese durch ihre demokratischen Grundsätze sich in Paris in Gunst zu setzen; und so verwandelte sich plötzlich die bisher kaiserliche Partei in die fränkische und diese in die kaiserliche.

Ungefähr um diese Zeit war es, als die berühmte Standesversammlung von 1794 zusammentrat. Viele Anhänger der Salisschen Partei wurden hier angeklagt und zu beträchtlichen Geldstrafen verurteilt und ihr Oberhaupt, Salis-Marschlins, aus dem Lande verbannt, weil er auf erfolgte Zitation nicht erscheinen wollte. Der Parteigeist erwachte dadurch von neuem und erhielt noch einen sehr beträchtlichen Zuwachs.

Wenige Jahre darauf (1798) bekam die Schweiz durch die Franken eine ganz veränderte Verfassung und lud auch Rätien als alte Eidgenossen zum Beitritt ein. Dieser Beitritt wurde von der Salisschen Partei unter Vorspiegelung des Glückes unter der alten Landesverfassung aufs ernstlichste widerraten, von der andern aber zuerst aufgeschoben, sodann aber aufs tätigste gefördert, doch immer mit Vorbehalt aller ertragsmäßigen Rechte, Verpflich-

tungen und Verhältnisse mit dem erbvereinten allerhöchsten k. k. Hofe.

Die Menge und Wichtigkeit der öffentlichen Geschäfte hatte unterdessen einen außerordentlichen Landtag veranlaßt, der zu Chur sich versammelte. Die Hauptabsicht desselben ging vornehmlich dahin, durch Verzögerung der deshalb in Paris durch drei Deputierte angefangenen Unterhandlung die Neutralität des Landes und sodann die endliche Vereinigung mit der Schweiz zu betreiben. Viele Monate hatte er bereits gedauert, als widrige Gerüchte, die gegen ihn verbreitet wurden, die Unbeständigkeit des Landvolkes und vornehmlich die Bemühungen der Salisschen Partei sein Ansehen schon so sehr untergraben hatten, daß er eine baldige gewaltsame Auflösung um so mehr besorgen mußte, als das Volk ihn als überflüssig, kostspielig und helvetisch oder französisch gesinnt ansah und auch seine heilsamsten Beschlüsse laut tadelte.

Mittlerweile kam eine wiederholte Einladung des helvetischen Direktoriums an Rätien, sich an ihren Staat anzuschließen. Man nahm darüber die Willensmeinungen der Gemeinden auf, und die Mehrheit derselben war wider diese Vereinigung. Hiemit hörte auch der Zweck des Landtages auf, der auch bald darauf auseinanderging. Begierig ergriffen nun die Salis die Ruder des Staates. Ein von ihren Gesinnungen beseelter Bundstag versammelte sich zu Ilanz, und hier wurden alle jene Pläne geschmiedet, die bald darauf ausgeführt wurden. Ein Kriegsrat wurde niedergesetzt und demselben, ohne die Gemeinden zu befragen, eine sehr ausgedehnte Gewalt erteilt. Er hielt seine Sitzungen zu Chur und konspirierte nach Herzenslust. Hin und wieder begünstigten sie gewaltsame Zusammenrottungen unter den Bauern, und öffentliche Ausbrüche schienen nicht fern zu sein. Nun war es Zeit für die Patrioten, auf ihre Rettung bedacht zu sein. Tscharner, das Haupt des aufgelösten Landtages, war schon vorher in die Schweiz geflüchtet, und viele andere folgten ihm. Selbst Gujot, fränkischer Geschäftsträger, verließ das Land.

Auf einmal rückten in einer Nacht, mit Vorwissen und Bewilligung des Kriegsrates, zum Erstaunen der Landesbewohner und ohne deren Genehmigung, einige Tausend Mann k. k. Truppen in das Land. Unter dem Vorwand, die Bündner Grenzen zu besetzen, waren sie die Leibwache des Kriegsrates, sogen das Land aus und

lockten durch ihre Gegenwart die Franken herein und ließen sich bei ihrem Einbruch gefangen nehmen. Obschon kein Gesetz vorhanden war, das einem Bündner verwehrte, das Land zu verlassen, so belegte man doch das Vermögen der Ausgewanderten mit dem Sequester und inventierte es. Viele Helvetischgesinnte wurden verhaftet, an vielen Orten beeidigt und vor Gericht gezogen. Ganzen Gemeinden wurden alle ihre Waffen abgenommen und das Volk durch all dies in solche Wut gegen die sogenannten Patrioten gebracht, daß es auf einmal als das größte Verbrechen galt, zur Vereinigung mit der Schweiz gestimmt zu haben.

Um aber diesem Verfahren doch wenigstens den Schein des Rechtes zu geben, zitierte man die Ausgewanderten und vorzüglich die Begüterten unter ihnen, weil es ihnen mehr um ihr Vermögen und um ihren Mut an ihnen zu kühlen als um anderes zu tun war. Auf eine solche Zitation hin zu erscheinen, wäre ebensoviele gewesen, als, statt von dem Verlust seines Vermögens in der Ferne zu vernehmen, die Plünderung von Haus und Hof selbst in der Nähe anzusehen. Ein Zunftmeister von Chur antwortete dem Kriegsrat auf seine Zitation wörtlich also:

„Hoch- und Wohlweiser Kriegsrat!

Ich habe im Auslande vernommen, daß du auf den 4. März des laufenden Jahres ein unparteiisches Gericht über die ausgewanderten Bündner Patrioten fest bestimmt hast. Weil ich auch unter der Zahl bin und ein schlechtes Mundstück habe, so wirst du mir nicht übelnehmen, wenn ich einen Fürsprech mit mir nehme, nämlich den jetzt regierenden Obergeneral der fränkischen Armee in der Schweiz, Masséna, welcher sich in meinem Namen bei dir verteidigen wird. Ersuche dich auch, solches dem General Auffenberg zu melden; er wird mir nichts dawider haben können gegen meinen Verteidiger.

C a m e n i s c h.

Geschrieben im 2. Jahr der verwirrten Köpfe des Kriegsrats der drei Bünde.“

So derb nun auch die Schreibart dieses Briefes ist, so war das Verfahren derjenigen, an die er gerichtet war, doch wahrlich noch weit niedriger. Sie erlaubten sich alles, was nur immer zur Kühlung ihres Mutes führte. Zwei würdige und angesehene Gemeinde-

bürger von Malans (Boner und v. Moos) ließen sie unter irgendeinem Vorwand durch einen Dritten an die Zollbruck zu einer freundschaftlichen Unterredung einladen. Sie erschienen, und — man errötete nicht, sie alsobald verräterischerweise zu verhaften, nach Chur zu führen und sie dort über ein halbes Jahr einzusperren.

Nun wurde gar ein Strafgericht niedergesetzt, um den helvetisch Gesinnten unter dem Scheine des Rechtes den Garaus zu machen. Alle Richter wurden so gewählt, daß der Name dieser Versammlung, die man ein unparteiisches Gericht nannte, dadurch zu einer wahren Satire wurde. Es war darauf abgesehen, alle sogenannten Patrioten um Ehre, Gut, Freiheit und einige vielleicht gar ums Leben zu bringen. Schon war dieses Gericht versammelt und eben die erste Session zu Chur eröffnet, als der Donner der fränkischen Kanonen es plötzlich auseinandersprenge.

Masséna war nämlich mit 15 000 Mann eben an der Grenze erschienen und rückte nach kurzem Widerstand siegreich ein; ein großer Teil der k. k. Truppen samt ihrem Obergeneral Auffenberg wurde gefangen. Dadurch gewann alles eine veränderte Gestalt. Eine neue, von Masséna eingesetzte Regierung ersetzte die alte, deren Glieder fast ohne Ausnahme, samt vielen andern hin und wieder zerstreuten Gleichgesinnten, arretiert wurden.

Geduld, wenn dieses Schicksal nur die Mitglieder jenes despotischen Kriegsrates oder höchstens diejenigen getroffen hätte, die an den öffentlichen Geschäften oder an der Regierung teilgenommen hatten. Aber viele waren darunter, die wirklich nur das Opfer des Privathasses und der gereizten Rache einiger Hitzköpfe waren, und es ist leicht zu vermuten, daß manche von den ausgewanderten Patrioten, welche nun alle nach einem halbjährigen Herumirren in der Fremde zurückkehrten, in diesem für sie günstigen Augenblick das Wiedervergeltungsrecht nicht werden vergessen haben. Diese Verhafteten wurden zum Teil anfangs wirklich hart behandelt; einige von ihnen mußten die erste Nacht im Schelmenturm zu Zizers ohne Nahrung und Wärme, ohne Licht und Lager zubringen. „Warum so?“ fragte ein bescheidener Patriot einen andern, der soeben aus der Schweiz zurückgekehrt war. „Hatten sie uns was Besseres zgedacht? Hätten sie uns anders behandelt, wenn ihr Vorhaben nicht vernichtet worden wäre?“ war die Antwort. Freilich war dies nur allzu wahr, denn gegen hundert schon

fertige Prozesse gegen die helvetisch Gesinnten, denen man das unschuldigste Wort schon zum Verbrechen anrechnete und welche man bei dem schnellen Überfall der Franken unter den Schriften des Kriegsrates vorfand, beweisen zur Genüge, was sie im Schilde führten.

Nach wenig Tagen wurden nun diese Gefangenen, 61 an der Zahl, nach Aarburg geführt. Die Absicht dieser Deportation war wohl, mit diesen Personen alle Hindernisse der beabsichtigten Vereinigung mit Helvetien zu entfernen, um sie, wenigstens größtentheils, nach vollendeter Organisation des Landes wieder heimkehren zu lassen. Zugleich aber sollten sie wahrscheinlicherweise bei etwa sich ereignender Wiederumwälzung der Dinge die alsdann Unterliegenden sicherstellen.

Wirklich ereignete sich dieser Fall. Nach neun Wochen brachen die k. k. Truppen siegreich wieder in das Land, aus dem sie die fränkische Armee verdrängten. Glücklicher- oder unglücklicherweise waren die von den Franken eingesetzte Regierung und die Vornehmsten und Eifrigsten von den helvetisch Gesinnten mit ihrer Armee retiriert, um dem Schicksale auszuweichen, das ihre Gegenpartei betroffen hatte. Was geschah? Die von dem k. k. Obergeneral Hotze in größter Eile und ohne alle Auswahl niedergesetzte neue Regierung, die sich von nun an immer die Interimregierung nannte, deportierte andere. Schuldig oder unschuldig, das galt gleichviel. Genug, wer nur je für die Vereinigung mit Helvetien gestimmt hatte; genug, wer nur irgend in nahen oder fernen Verhältnissen mit den nun zum zweiten Male Ausgewanderten jemals gestanden hatte, oder noch zu stehen schien; genug endlich, wer nur einen Privatfeind oder einen Schuldner unter den zum Teil ökonomisch ruinierten Mitgliedern der neuen Regierung hatte. Diese auffallende Auswahl entschuldigte ein bedeutendes Mitglied dieser Regierung öffentlich auf eine ebenso auffällige Weise mit den Worten: „Es ist mir leid, Ihr Herren! Wider Sie haben wir nichts, aber wir müssen Menschen deportieren, mit Steinen können wir die nach Aarburg Deportierten nicht auslösen.“ Schöner Deckmantel zur Verteidigung dieses Frevels! Mag sein, daß diese Deportation zum Teile wirklich in dieser Absicht geschah, genug, eine noch weit zahlreichere Aushebung wurde auf Befehl dieser Interimregierung durch das k. k. Militär veranstaltet, und zwar auf eine höchst rohe und ungerechte Weise.

Auch bitte ich zu erwägen, daß Masséna, der die erste Deportation veranstaltete, indem er gegen Bünden anrückte, gegen ein Land zog, das wider ihn in den Waffen stand, und ehe er es eroberte, kein Versprechen von sich gegeben, noch irgend Verbindlichkeiten auf sich genommen hatte. Hotze hingegen, der sich zum Werkzeug der zweiten Deportation, oder vielmehr zum Werkzeug der Bosheit der Interinalregierung herabwürdigen ließ, war in alle Verbindlichkeiten und Versprechungen seines Vorgängers, des Generals Auffenberg, getreten und hatte dies durch öffentliche Proklamationen selbst bezeugt [worin er versicherte, er werde Eigentum, Personen, Freiheit und Sicherheit der Landesbewohner schützen, denn er sei nicht als Feind, sondern als Freund nach Rätien gekommen]. Aber gleich nach seinem Einrücken setzte er die ersten besten, zum Teil ausgehauete Junker, zum Teil öffentlich Abgestrafte, von allen öffentlichen Ämtern Entsetzte und derselben unfähig Erklärte als nunmehrige Regierung ein und deportierte auf ihr Zureden hin 85 friedliche Bürger. Wie und auf welche Weise, das folgt nun.

2. Aushebung und Verhaft

In Bünden, wo alles befiehlt und niemand gehorcht, ist es alte Sitte, daß niemand an dem, was böse Folgen hat, schuld ist. Geschieht etwas Gutes, so hat jedermann teil daran, das Übel aber kommt immer ohne Zutun anderer. So ging es auch mit diesen wechselseitigen Aushebungen. Die von den Franken bei ihrem Einbruch eingesetzte provisorische Regierung wälzte die Schuld der Deportation nach Frankreich ebensowohl von sich als die aus der Schweiz zurückgekehrten Emigranten, obwohl es am Tage war, daß wenigstens die Bezeichnung derjenigen Personen unter ihnen, die nicht im Kriegsrat oder in der Regierung gesessen hatten, nicht von Masséna selbst herrühren konnte. Ebenso handelte nun die von dem k. k. Militär eingesetzte Interimsregierung mit der Deportation nach Innsbruck. Hier ein Beispiel: Herr Landammann Florian Raschain von Malix hörte, daß während seiner Abwesenheit einige Soldaten in seinem Hause gewesen seien, um ihn zu arretieren. Sofort begab er sich nach Chur und stellte sich der Landesregierung. Sie wisse nichts von solchem Vorhaben, war ihre Antwort und wies ihn zum Baron von Cronthal, k. k. Ge-

schäftsträger. Einen ähnlichen Bescheid erhielt er hier und wurde dann zum General gewiesen, von diesem an einen Offizier, der ebenso unschuldig daran war, aber endlich eine Deportationsliste holen ließ, auf der sich sein Name wirklich fand. Er blieb also in ihrer Gewalt, und so wie alle andern Unglücksgefährten wurde er, ohne daß irgendein Mensch schuld daran war (?), nach Innsbruck abgeführt. Der Präsident der Interimsregierung schrieb an einen Bekannten, es sei ihm leid, zu hören, daß er deportiert sei, aber weder er noch die übrigen Mitglieder der Regierung haben den mindesten Anteil daran. Ebenso erklärten sie sich gegen einige Gemeinden, die um die Loslassung ihrer Pfarrer eingekommen waren, sie seien ganz unschuldig an deren Deportation, und andere hätten diese veranlaßt. Wer sind denn aber die andern? Diese Frage ließen sie sehr weislich unentschieden.

Auf Betrieb der Interimsregierung und nach ihrer Anordnung wurden in alle Gegenden des Landes teils Häscher, teils Soldaten hingeschickt, um die Bezeichneten auszuheben; und das geschah zum Teil mit einer Grobheit, die aller Beschreibung spottet. Dabei wurde weder auf Alter noch Stand noch Verhalten die mindeste Rücksicht genommen. Überdies gingen Unordnungen dabei vor, die die Nachwelt kaum glauben wird. Von vielen Beispielen, die dies bezeugen, hier nur einige zur Probe, und zwar aus dem Munde derer selbst, die das unschuldige Opfer dieser tollen Parteiwut wurden.

Podestà Christian Piccoli von Andeer

Da ich eben in Geschäften auf einige Zeit von Hause entfernt war, erschien den 30. Juni 1799 ganz unerwartet der sogenannte Modeschneider Christian Scherig von Heilbronn an der Spitze eines k. k. Piketts von acht Bewaffneten, umzingelte mein Haus, erklärte mich für seinen Arrestanten und forderte von meinen Hausleuten, mich augenblicklich zu stellen. Auf ihre Beteuerung, daß ich abwesend sei, durchsuchte Obiger mein Haus, befahl, daß man den Soldaten wohl aufwarten solle, und stieß fürchterliche Drohungen aus, im Falle ich nicht erschiene. In der Ungewißheit, meiner Person habhaft werden zu können, ließ er sich mit drei Louisdors, um welche es ihm am meisten zu tun gewesen zu sein scheint, ruhig wieder abweisen. Erst zwei Tage darnach kam ich nach Haus und hörte mit Erstaunen, was indessen vorgegangen

war. Meiner Unschuld mir bewußt, faßte ich augenblicklich den Entschluß, mich selbst nach Chur zu begeben. Dort präsentierte ich mich dem Präsidenten der Landesregierung und erzählte ihm die ganze Geschichte. Ein unbedeutender Hofbescheid war alles, was er darauf erwiderte. Ruhig ergab ich mich also in mein unverschuldetes Schicksal, erhielt nach langem vergeblichem Fordern meine drei Louisdors mit schmähenden Drohungen zurück, wurde aber arretiert und nach Innsbruck deportiert.

Pfarrer Ulrich Johann Könz in Stampa

Durch Herrn Oberleutnant Mileros und dem Churer Bürger C. M. mittelst 30 bewaffneten Männern auf vorgeblichen Befehl der Bündner Regierung kamen wir, 19 an der Zahl, aus dem Bergell und dem Oberengadin den 4. Juni zu Samaden an. Berger, einer unserer Mitgefangenen aus dem Bergell, wurde dort durch die Schildwache herausgerufen, kam nach einer starken Viertelstunde wieder zurück und eröffnete seinem Schlafkameraden, daß genannter C. M. ihm den Vorschlag gemacht habe, ihn und seinen Schwager Scartazzini jeden um 8 Louisdors loszulassen. Noch vor unserer Abreise von Samaden schlug er der ganzen Gesellschaft öffentlich vor, 8 Louisdors pro persona, in Summa also 112 Louisdors zusammenzuschießen und sie obigem M. zu geben, und versicherte, auf diese Weise für alle die Erlaubnis zu erhalten, wiederum frei nach Hause kehren zu dürfen. Unserer Unschuld bewußt, schlugen wir dieses mit Verachtung aus. Obiger Berger aber, samt seinem Schwager Scartazzini, wurde in Bevers wirklich freigelassen, und beide kehrten mit Bewilligung unserer Wacht wieder heim.

Gregorio Trippi von Brusio

Den 4. Juni 1799 erfuhr ich durch einen Expressen, den ein Freund von Puschlav mir sandte, daß ein Bürger von Chur, namens C. M., mit einem k. k. Pikett daselbst angekommen sei, um die Herren G., L. und R. zu arretieren und sich sodann nach Brusio zu begeben, um meinen Vater, Herrn Peter Trippi, gleichfalls aufzufangen. Eine Stunde darauf meldete mir ein Freund, daß die drei zu Puschlav Arretierten bereits wieder in Freiheit seien, mit dem Beifügen, daß mein Vater sich nur so lange zu verstecken brauche, bis die Häscher zum Schein ihre Nachforschungen voll-

endet hätten, worauf sie dann statt seiner irgendeinen andern nehmen würden. In der Ungewißheit, was alles dies bedeute, ging ich selbst nach Puschlav und erfuhr daselbst die Bestätigung obiger Berichte mit dem Zusatze, daß ein jeder der drei arretierten Herren 6 Louisdors für seine Freilassung erlegt habe. Ebensoviel forderte man auch von mir namens meines Vaters, mit dem Beifügen, daß sie dann statt seiner einen andern nehmen würden. Meinen Vater, einen schwächlichen Greis von 60 Jahren und Vater von sieben Kindern, konnte ich unmöglich arretieren lassen; auf der andern Seite schien es mir bedenklich und unrecht, einem andern durch seine Freilassung ein Unglück zu bereiten. Ich stellte mich also selbst statt seiner als Arrestant. Unter der Bedingung, 6 Louisdors zu erlegen, wurde mir dies gestattet. Mit noch einem andern Einwohner unseres Dorfes wurde ich fortgeführt. Zu Bevers aber wurde mein Begleiter entlassen, indessen ich nach Innsbruck deportiert wurde, weil ich mich im Bewußtsein der Rechtschaffenheit meines Vaters und meiner Unschuld zu keinen unedeln Mitteln bequemen wollte, dem Arrest auszuweichen.

Flütsch von Pany

Als noch die Franken unser Land besetzt hielten, lag ich so gefährlich am Halsweh krank darnieder, daß ich keine Speise mehr genießen konnte und alle Hoffnung zum Wiederaufkommen verlor. Weil ich das Haus voll einquartierter Soldaten hatte, mußte ich der Ruhe wegen in meines Nachbars Haus meiner Krankheit abwarten, wo ich wirklich die ganze Zeit über das Bett hütete. Bei dem unerwarteten Einbruch der k. k. Armee nun, da unser ganzes Dorf mit Soldaten und Schützen angefüllt war, umringten dieselben plötzlich das Haus, in dem ich lag. Eine ganze Menge drang in die Stube, rissen mich mit Gewalt aus meinem Krankbett und schleppten mich samt meinem Freund Gadiant Lötscher, der mich beherbergt hatte, mit sich fort. Sie drohten uns zu erschießen, sobald wir bei dem Korps, das auf dem Platze war, angekommen sein würden. Kaum hatten wir uns ihnen genähert, als man uns mit den fürchterlichsten Flüchen von allen Seiten zurief, man solle uns am nächsten Baume henken. Mein Freund, ein junger Mensch von 22 Jahren, ließ dabei aus Unmut verlauten, daß er, wenn es so stehe, lieber gleich jetzt sterben wolle. Vor

Schrecken wurde er ohnmächtig und fiel wie sinnlos auf den Boden nieder und blieb da jämmerlicherweise auf dem Bauche liegen, ohne einen Laut von sich zu geben. Da schlug der Feldweibel auf ihn an und drückte los; die Kugel traf den Rücken und drang durch den Unterleib. So verwundet, wurde er heimgetragen und starb nach drei Tagen infolge dieser barbarischen Behandlung. Mich führte man unterdessen nach Dalvazza; hier verlangte ich einen Offizier zu sprechen; man verweigerte es mir und führte mich auf großen Umwegen nach Jenaz. Unterdessen hatte meine Obrigkeit bei dem Oberkommando in Conters Bürgerschaft für mich geleistet und meine Erledigung verlangt. Es wurde ihr abgeschlagen. Der Offizier aber, der das Korps zu Jenaz kommandierte, schickte einen Oberleutnant eben deswegen dahin ab, und dieser brachte die Order zurück, mich loszulassen. Nun führte mich mein Schwager auf einem Rosse wieder nach Pany, wo ich noch acht Tage krank lag. Hierauf erhielt ich dann wieder, ohne die mindeste Ursache erfahren zu können, den Befehl, mich nach Küblis zu verfügen. Ich machte mich sofort auf den Weg, meldete mich daselbst und wurde ohne weiteres mit einigen Gefährten, die dort zu mir stießen, nach Maienfeld transportiert.

Schatz von Zizers und Täscher von Igis

Auf einige lügenhafte Schmähreden eines Schneiders hin wurden wir von sechs bewaffneten Männern plötzlich nach Maienfeld geführt und acht Tage daselbst auf dem Rathause bewacht. Schimpfreden und Flüche bildeten hier unsere tägliche Nahrung, indem man uns an allem anderen Mangel leiden ließ. Zum Scheine examinierte uns hier ein Offizier im Hause des Herrn G. Ohne die mindesten Beweise, auf bloße Verleumdungen hin wurden wir mit einigen gefangenen fränkischen Soldaten nach Feldkirch abgeführt. Dort trennte man uns von diesen und warf uns in ein tiefes, feuchtes Loch, wo etwa 12 Gefangene auf Pritschen lagen; für uns war nicht einmal auf diesem Raume Platz übrig; der nasse Boden war während drei Tagen unser Lager. Noch ärger als dies war aber der heiße Hunger, den wir ausstehen mußten. Für unser Geld bekamen wir einmal verstohlenerweise ein Kommißbrot, ohne dieses wären wir vielleicht zugrunde gegangen. Ein andermal kam ein Geistlicher ans Gitter unseres Kerkers, hatte Mitleid und

brachte uns selbst etwas Wein und Brot. Gott lohne es dem edeln Manne! Von hier wurden wir nach Bregenz abgeführt und einen Tag und zwei Nächte dort eingekerkert. Dann wieder rückwärts über Feldkirch nach Maienfeld transportiert, darauf in Ketten geschmiedet und in diesem Aufzug durch Igis und Zizers nach Chur geführt. Hier kannte uns natürlich jedermann, und um es an keiner Gattung von Bosheit mangeln zu lassen, blies man in den Dörfern, durch welche man uns schleppte, den Dudelsack. Alles lief herbei, und man stelle sich vor, wie uns dabei zumute war. In Chur saßen wir etwa fünf Tage mit wenig Brot und Wasser auf dem Rathaus und wurden dann mit den übrigen nach Maienfeld und von dort ins Tirol abgeführt.

So waren bis Ende Mai 36 Gefangene in Maienfeld angelangt, ein Transport von 21 Geiseln und später noch zwei Gesellschaften wurden durchs Engadin über Nauders abgeführt, so daß wir endlich im ganzen 85 Personen ausmachten.

3. Reise nach Innsbruck und Ankunft daselbst

Unsere ganze Gesellschaft zu Maienfeld war in zwei Haufen abgeteilt, deren jeder dort in einem besondern Hause gefangen gehalten wurde. Den 4. Juni traten wir gemeinschaftlich unsere Reise an. „Bonjour, camarades de malheur!“ war unser Gruß, als wir auf der Straße zusammentrafen. Ein Haufen Leiterwagen, mit Ochsen vorgespannt, wartete da auf uns. Zwei Dragoner ritten vor dem Zug, zwei andere hinter demselben. Überdies waren 16 bewaffnete Infanteristen, samt einem Leutnant, also 21 Mann unser Wachtgeleite. So kamen wir über die Steig nach Feldkirch, wo bei unserer Ankunft eine Menge Volk zusammenlief. Aus unserm Wachtgeleite ließ sich kein schmeichelhafter Schluß auf uns ziehen. Wir erwarteten in diesem Aufzuge auch nichts anderes, als was wir wirklich erfuhren. „Die verfluchten Kerle könnte ich alle lebendig schinden sehen!“ rief uns ein Weib nach. Schimpfwort auf Schimpfwort wurde uns entgegengeschleudert. Man erklärte uns als die Hauptursache des verderblichen Krieges in Europa und rief uns zu, daß, wenn man uns gehenkt hätte, dieser Krieg schon längst beendet sein würde. Höflicher als diese meinte einer, der uns vorüberfahren sah: „Oha, da führt man die Bündner Re-

publik fort!“ Wir setzten uns mit großem Gleichmut über den nicht sehr freundlichen Empfang hinweg und lachten des Pöbels sowie der kleinen Seelen, die an all diesem die erste Schuld trugen. In Bregenz verließ uns unsere bisherige Eskorte, und wir bekamen Scharfschützen zum Begleit unter einem Hauptmann. In allem Regen reisten wir von Bregenz ab und kamen abends spät in Immenstadt an. Der Quartiermeister führte uns hier in ein Haus, dessen Wirt uns beteuerte, er habe weder Betten, noch Speise und Trank, um uns damit aufzuwarten. Er wies uns ein großes Zimmer an, voll ungarischer Soldaten, die da auf Stroh lagen und uns mit drohenden Flüchen bewillkommten. Hier war es nicht möglich zu bleiben. Wir ranzten also auf, und man wies uns endlich in ein anderes Quartier. Morgens um zwei Uhr, da der Hahn schon krächte, war erst das Nachtessen fertig. Und Betten? ja Betten! Auf dem Tisch, dem Boden und den Bänken schliefen wir, und wer das nicht konnte, spazierte in der Stube auf und ab. Bei unserer Abreise am Morgen waren auch hier alle Straßen voll Menschen, die uns angafften wie Ungeheuer aus einer andern Welt. In Hindelang, wo wir zu Mittag aßen, logierten wir bei einem Bierbrauer. Die Maß Bier, welches sehr gut war, kostete hier nur drei Kreuzer. Tannheim war unser Nachtquartier, wo wir, wie üblich, in zwei Abteilungen geteilt und jede in ein besonderes Gasthaus gewiesen wurden. Die ganze Gegend erinnerte uns an das Prätigau. Das Tal, die hölzernen Häuser, die zerstreuten Höfe, die Berge und Felsen links und rechts, alles hatte große Ähnlichkeit mit jenem Bergtale. Neugestärkt verreisten wir den 8. Juni morgens und kamen durch die Gacht. Man stelle sich ein langes, zwischen hohen, schroffen Felsen sich dahinziehendes Bergtal vor, in dessen Tiefe ein wilder Bach dahinrauscht. Durch die Natur schon fest, machte die Kunst diesen Paß unüberwindlich. Hin und wieder sind starke Mauern und Verschanzungen angebracht, die ein Durchschreiten des engen Passes noch mehr erschweren. Der Anblick des Ganzen ist fürchterlich schön und machte bei einigen aus unserer Gesellschaft den schuldigen Dank gegen diejenigen rege, welche uns Gelegenheit verschafft hatten, unsere Augen an diesem Anblick zu weiden.

Mittags kamen wir in Reute an und brachten den ganzen Nachmittag, die Nacht und einen ziemlichen Teil des folgenden Tages hier zu, weil unsere Wache hier gewechselt wurde. Dieser Flecken

ist einer der allerschönsten im Tirol. Prachtige Gebäude, reinliche, gepflasterte Straßen und zum Teil geschmackvolle Malereien, welche die Häuser zieren, geben diesem Ort mehr das Ansehen einer reichen Stadt. Die Einwohner müssen sich indessen durch unsere Begleitung zu ziemlich nachtheiligen Urteilen über uns haben verleiten lassen, da sie uns, besonders die Weiber, nicht sehr höflich begegneten. Herr Hauptmann von Dietrich war der neue Chef unserer Eskorte. Sowohl die bisherigen als die neuen Schützen, die von hier bis Innsbruck uns bewachten, behandelten uns über Erwarten höflich, und man merkte bei ihnen nicht die mindeste Spur jenes Hasses, der, mit Ausnahme der gebildeten Einwohner, den Pöbel im Tirol gegen uns beseelte; oft hießen sie die Schreihälse schweigen, wenn sie uns nach ihrer Gewohnheit bewillkommten. Wir hatten dieses und andere Vortheile der einsichtsvollen Menschenliebe unseres Hauptmanns zu verdanken. In Lermoos, dem Wohnorte desselben, übernachteten wir und kamen Tags darauf zu Mittag in Nassereit an. Einige von unserer Gesellschaft gingen hier in die Kirche; viel Volks versammelte sich vor derselben, und als dies unsere heraustretenden Genossen, die katholisch waren, Weihwasser nehmen und das Kreuz machen sah, bekam es eine bessere Meinung von uns allen. Man hörte ganz deutlich: „Diese Leute müssen doch so schlecht nicht sein!“, und sie schienen nun unser Schicksal mit rührender Teilnahme zu bedauern. In Delfs, wo wir Nachtquartier bezogen, war der Empfang wieder nicht freundlich. Einige Weiber, die sich vorgedrängt hatten, stießen mit erhobenen Fäusten allerlei drohende Verwünschungen gegen uns aus und stellten sich gar, als wollten sie uns anspeien. „Gelobt sei Jesus Christus!“ begrüßte sie einer unserer Gefährten; gleich waren sie besänftigt, hoben ihre Hände gen Himmel und hießen uns freundlich willkommen. Ebenso ging es uns abends im Gasthause; es war eben Tanz daselbst, und einige von uns hielten mit und waren fröhlich mit den Töchtern des Landes. Dies tat so gute Wirkung, daß sie laut sagten: „Diese Leute müssen gewiß unschuldig sein.“ Kurz vorher hatten sie uns für Missetäter angesehen, die geradezu dem Galgen zugeführt würden. In Zirl, wo wir den folgenden Tag einkehrten, versicherte uns der Wirt, daß alle Bündner, die vor uns nach Innsbruck geführt worden seien, im Gefängnisse sitzen, und unser Fuhrmann beteuerte noch dazu, sie seien alle in Eisen geschmiedet! Ein fröhlicher Bericht!

Den 11. Juni mittags hielten wir unsern Einzug in Innsbruck. Der ganze Zug bestand aus sechs Kutschen und zwei Wagen. Vorneher, hintendrein und neben jeder Kutsche je zwei bewaffnete Schützen. Schritt um Schritt ging der Triumphzug allsgemach durch ein zahlreich versammeltes Volk, aus dessen Mitte uns keine gar schmeichelhaften Zurufe entgegen schallten. Wir wurden zunächst ins Kaiserspital geführt. Ein Strohsack war unser Lager. Einige hatten Decken bekommen und nur wenige Bettücher. Gleich die ersten Tage kam ein Sekretär, schrieb unsere Namen, Signalement, Alter, Stand und Beruf auf und forschte sogar nach unsern Vermögensverhältnissen, die aber die wenigsten beichteten. Nach einigen Tagen wurden wir in der Innkaserne einquartiert, die man gut hatte waschen und reinigen lassen. Hier erhielten wir auch Bettstellen, Kissen, Bettücher und Decken zu unsern Strohsäcken, und um die Miete bekam, wer da wollte, ordentliche Betten. Ein Traiteur wurde bestellt, uns täglich um 22 Kronen zu Mittag und zu Abend zu kochen. Vor dieser Kaserne war ein durch eine große Pforte verschlossener Hof, und in diesem hielten sechs Soldaten Tag und Nacht Wache, die zugleich dazu bestimmt waren, uns auf etwaigen Spaziergängen zu begleiten. Viele von uns benutzten die Erlaubnis, gesellschaftsweise in der Stadt zu logieren und mieteten ein ganzes Stockwerk in der Neustadt, wo sie eigene Menage anstellten, zu deren Besorgung sie eine Köchin in Dienst nahmen. Die Wache, welche ihnen mitgegeben wurde, mußten sie aus ihrem Eigentum bezahlen.

Da waren wir also als Gefangene in eben der Stadt, wo zu Zeiten der Reformation Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, seinen Biedersinn ebenso durch vieljährige Gefangenschaft büßen mußte; in eben der Stadt, wo vor 178 Jahren vier angesehene Bündner, die beiden Pfarrer Johann a Porta und Kaspar Alexius, samt Kaspar Ruinella und Blasius Alexander, unschuldigerweise über zwei Jahre gefangen gehalten worden; wo der letztere aus Religionshaß sein Leben unter Henkershand enden mußte; in eben dem Lande, wo genau vor 300 Jahren einige dreißig Bündner, die gleichfalls als Geiseln waren ausgehoben worden, als ein Opfer der Volkswut elendiglich umkamen. Siebzehn Monate dauerte unser Aufenthalt daselbst, und zwar unter mancherlei Abwechslungen. Hier etwas über denselben, zum Teil aus meinem Tagebuch.

4. Aufenthalt in Innsbruck

Glücklich, wenn wir nur unter hiesigem k.-k. Gubernium allein gestanden wären, dem ein Mann von edlem Herzen vorstund. Das Gubernium war aber von höherer Behörde in Hinsicht auf unsere Behandlung ganz an die Interinalregierung zu Chur gewiesen, und was ließ sich da Erfreuliches erwarten? Ob wir als Angeklagte oder als Geiseln hier seien, wußten wir selbst ebenso wenig als andere. Bald schien das erstere, bald das letztere wahrscheinlich. Auch eröffnete der Gouverneur gleich bei der ersten Audienz ihren zwei Abgeordneten, daß er keine andere offizielle Anweisungen ihretwegen erhalten habe als die, sie scharf bewachen zu lassen.

Diese Ungewißheit dauerte sechs Monate, und wir mußten sie auf mancherlei Weise entgelten. Ohne Wache durften wir nicht ausgehen, und diese war für so viele nicht zahlreich genug. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als entweder zu Hause zu bleiben oder gleich wieder umzukehren, um den übrigen auch Anlaß zu verschaffen, frische Luft zu schöpfen, indem es uns verwehrt war, in größerer Gesellschaft auszugehen. Auch diese, durch mancherlei Umstände verbitterte Erholung wurde indessen sehr oft unterbrochen. Ohne Angabe des Grundes wurde uns zu verschiedenen Malen alles Ausgehen verboten. Dies dauerte dann gewöhnlich drei bis vier Wochen, aber auch monatelang. Einmal geschah es, daß einige fränkische Soldaten, die gefangen an der Kaserne vorübergeführt wurden, natürlich ohne uns zu kennen, uns grüßten. Ein andermal hatte die Churer Interinalregierung, die uns gern in Ketten und Banden gesehen hätte, über uns geklagt, daß wir zuviel Freiheit genossen. Man glaubte in Innsbruck daraufhin etwas tun zu müssen, und siehe da, wir bekamen Hausarrest.

Ebenso eingeschränkt waren wir in unserm Briefwechsel. Alle Briefe, die wir erhielten, wurden zuerst geöffnet, und ebenso alle, die wir schrieben, zuerst gelesen, sodann mit dem k. k. Polizeiinsiegel verschlossen und dann versandt. Die Churer Interinalregierung vergaß sich indessen aus blindem Eifer so weit, daß sie nicht einmal dieses Siegel respektierte und durch einen besonders angestellten Brieveröffner dieselben in Bündeln erbrechen und noch einmal lesen ließ. Hatten unsere Briefe dann das Unglück, diesem elenden Werkzeuge der Finsternis zu mißfallen, so wurden sie einfach zurückbehalten. Einmal kam es der sauberen Regierung oder

einem ihrer Souffleurs gar in den Sinn, eine ganze Partie solcher widerrechtlich eröffneter Briefe mit Erläuterungen und eigenhändigen Anmerkungen zu versehen und an das hiesige Gubernium zurückzusenden. So hatte einer der Deportierten an sein Weib nach Bünden geschrieben, er hoffe nun bald aus seinem Arrest befreit und aus dem Stande der Sklaverei unter die Fahne der Freiheit zu kommen. Diesen Ausdruck rechnete ihm jener Exeget zum großen Verbrechen an und fand darin unumstößliche Beweise des Jakobinismus. Er verfehlte aber seine niedrige Absicht bei dem Gubernium vollständig, man verachtete dort eine so kleinliche Bosheit, und wir lachten über den Unsinn des Toren. Der k. k. General, Fürst Reuß XV., der die damals in Bünden stehenden Truppen kommandierte, fand selbst großes Mißfallen an dieser so gesetzwidrigen Eröffnung des k. k. Polizeiinsiegels und steuerte großmütig diesem Unfug, indem er unsern Familien erlaubte, ihre Briefe an uns in seine Kanzlei zu bringen, und uns, unsere Korrespondenzen ebenfalls an dieselbe zu adressieren. So erhielten wir sie noch dazu postfrei!

Eine andere ebenso lästige Einschränkung war, daß alle diejenigen, die in der Kaserne wohnten, ihre tägliche Nahrung von einem eigens dazu bestellten Traiteur nehmen mußten. Dieser mochte kochen wie und was er wollte: wer nicht hungern wollte, mußte von ihm essen. Seine Kocherei war äußerst unsauber und oft sehr knapp. Man klagte wider ihn bei der Polizei; sie verwies es ihm, und nach acht Tagen war es wieder das Gleiche. Man versuchte also ein anderes Mittel, es ihm und seiner Enehälfte zu verweisen; aber was ist Weiberlist! Man zitierte die, so es getan hatten, und ohne ihre Verantwortung anzuhören, drohte man, sie als Ruhestörer zu behandeln.

Den 5. September erhielten vier von unsern Mitdeportierten von der Churer Interinalregierung ihre Freiheit und bald darauf noch ein fünfter. Gunst und Geld regiert die Welt! und wer den Papst zum Vetter hat, der kann bald Bischof werden! Einer davon hatte sich um ein bedeutendes Mitglied dieser Regierung dadurch verdient gemacht, daß er sich einst geweigert hatte, eine Schrift, welche dessen Person betraf und eben nicht sehr ehrenvoll für sie war, öffentlich von der Kanzel zu verlesen. Ein anderer, ein Kaufmann, erhielt seine Freiheit unter dem Versprechen, den Sohn des Präsidenten der Churer Regierung unentgeltlich als Lehrling in

seine Handlung aufzunehmen; ein dritter um eine Summe Geldes, ein vierter seiner Verwandtschaft wegen usw.

Dieses war um so auffallender, als bald hernach zwei andern, die aus den dringendsten Gründen um ihre Entlassung baten, dieselbe rundwegs abgeschlagen wurde. Dem einen war seine Gattin irrsinnig geworden, wahrscheinlich aus Verdruß über das Schicksal ihres Mannes. Der Arzt erklärte ihren Zustand für unheilbar ohne die Gegenwart des Mannes, der darum um seine Erledigung nachsuchte. Aber vergebens! Die arme Frau blieb zeitlebens wahnsinnig. Einem andern war mit seinem neuen Haus und Laden sein ganzes Besitztum abgebrannt und überdies sein einziger Sohn durch Mörderhände umgekommen. Auf diese Nachricht hin bat er um seine Befreiung, um wenigstens auf seinem Aschenhaufen sein Unglück zu beweinen. Aber nein, die Stimme der Menschlichkeit fand in Chur kein Gehör mehr. Ähnliche Hiobsposten erhielt von Zeit zu Zeit gar mancher unserer Gefährten; der eine, daß sein Weib aus Verdruß gestorben und seine ganze Viehhabe am Presten draufgegangen sei; ein anderer, daß ihm Haus und Hof geplündert worden und abgebrannt sei; die meisten aber Jammerklagen ihrer Frauen, daß ihr Haus voll Einquartierung sei und daß sie zu allem Elend noch oft von den rohen slawonischen und russischen Soldaten mißhandelt würden.

Das war dann wahre Satanslust für die Interinalregierung, und damit diese Quelle ihrer Freude ja nicht versiege, schickten sie uns an Stelle der oben erwähnten Befreiten wieder vier neue Geiseln aus Bünden zu. So wurde von Zeit zu Zeit unsere Zahl durch neue Ankömmlinge noch vermehrt. Die Regierung zu Chur betrieb einen förmlichen Menschenhandel, nicht anders, als ob sie sich für die schlecht ausgefallenen Viehmärkte durch diesen bei uns nagelneuen Handelszweig schadlos halten wollte. Wer sich dann weigerte, den Profit dieser Bilanz zu vermehren, der mußte eben — nach Innsbruck. Von vielen ist es höchst wahrscheinlich, von andern aber bewiesene Tatsache, daß sie sich durch beträchtliche Summen loskaufen mußten, und wer das nicht konnte oder wollte, der wurde eben unter diesem oder jenem Verwand ins Tirol geschickt. So kamen im November noch vier an, wovon einer ohne jedes Verhör vier Wochen lang in Bregenz in Ketten und Banden gesessen hatte. Pfarrer C. von S., der auch um diese Zeit ankam, wußte durchaus nicht, warum er fortgeschleppt worden war. Ein

Mitglied der Regierung wurde gefragt, warum er den Pfarrer St. von A. habe deportieren lassen, und er antwortete lachend: um besser Deutsch zu lernen. Noch im Juli des folgenden Jahres kam E. J. von J. in Ketten geschmiedet im Militärgefängnis zu Innsbruck an. Nach schriftlich noch vorhandenem Originalverhör und Akten bestand sein ganzes Verbrechen darin, daß er den wirklich unwahren Inhalt einer Proklamation der Interimsregierung, daß nämlich Masséna tot und Genua erobert sei, bezweifelt und daneben geäußert hatte, das k. k. Militär mache es nicht besser als das fränkische. Auf diese Anklage hin wurde obiger E. J. ohne weiteres in Ketten gelegt und nach Innsbruck deportiert. So weit ging damals die Tyrannei in einem freien Lande, dessen Regierung die Aufrechterhaltung der alten freien Landesverfassung zum Aushängeschild gewählt und ihre Zerstörung sich zur Aufgabe gemacht hatte.

Auf unser wiederholtes Ansuchen, verhört zu werden, wurde gar nicht geachtet. Wir wandten uns deshalb schriftlich bald hierhin, bald dorthin um Hilfe. Fast alle Zugänge aber war uns durch die Vorsorge des Souffleurs* der Interinalregierung schon zum voraus verrammelt, und auch wo dies nicht der Fall war, mußten alle unsere Schreiben an höhere Behörden erst durch seine Hände. Wir wandten uns zuerst in einem Schreiben direkt an S. k. k. Majestät und baten ihn um seine Verwendung zu unserer endlichen Befreiung. Einer Antwort wurden wir nicht gewürdigt. Darauf verfaßten wir ein ähnliches Schreiben an S. k. Hoheit den Prinzen Karl und erhielten darauf in seinem Auftrag den schriftlichen Bescheid von S. Exz. dem Herrn Gouverneur, daß, da wir als *G e g e n g e i s e l n* für die nach Frankreich deportierten Bündner betrachtet würden, unsere Entlassung auch nicht eher möglich sei, bis jene von französischer Seite freigegeben würden. Es sei uns freigestellt, unsererseits die Befreiung der in Frankreich befindlichen Bündner zu erwirken, worauf wir dann ebenfalls auf freien Fuß gesetzt werden sollten.

Nun wußten wir doch, was wir waren, erfuhren es aber offiziell erst jetzt, also sechs Monate nach unserer Verhaftung. Dieses hatte wenigstens die Folge, daß wir in Absicht auf die uns bisher immer

* So nennt der Verfasser ohne Zweifel Baron von Cronthal, k. k. Geschäftsträger in Bünden.

begleitende Wache mehr Freiheit erhielten ; im übrigen war unsere Lage die nämliche. Was uns diese einigermaßen erleichterte, war außer dem Umgang miteinander die Hoffnung, das stete Labsal aller Unglücklichen, und wemngleich oft durch sie getäuscht, so wurde doch jeder noch so geringe Schimmer begierig aufgefaßt und Luftschlösser daraufhin gebaut. So stand einmal in der Innsbrucker Zeitung, die nach Frankreich deportierten Bündner seien entlassen. Was war da natürlicher als unsere Erwartung, als ihre Gegengeiseln auch sofort frei zu werden. Ein andermal wandten wir uns schriftlich an den in Bünden kommandierenden k. k. General Fürst Reuß XV. Die überaus freundliche Antwort dieses edlen Menschenfreundes zeigte eine eines christlichen Helden würdige Teilnahme an unseren Leiden und versprach, so viel als möglich für uns tun zu wollen. Dieser edle Mann hielt Wort und verwendete sich wirklich kräftig für unsere Befreiung, aber seinen Bemühungen setzte die Interimsregierung alle ihr bekannten Kunstgriffe entgegen, um unsere Befreiung zu hintertreiben ; einer der vorzüglichsten darunter war, daß sie schon zum voraus uns alle Zugänge zum Throne Ihrer Majestät sorgfältig verrammelt hatte. Ihr Souffleur wußte alle Schreiben an höhere Behörden zuerst in seine Klauen zu spielen, und nur mit seinem Gift bespritzt gelangten sie an den Ort ihrer Bestimmung oder wurden oft gar unterdrückt. So hatten wir ein bescheidenes Memorial an die Gemeinden unseres Vaterlandes bereits auf unsere Kosten drucken lassen, und siehe da ! es wurde uns verboten, es an die Behörden zu senden, damit niemand die Kränkungen erfahren sollte, unter denen wir litten !

Nie stieg unsere Hoffnung aber höher als nach dem Einrücken der fränkischen Armee in Bünden (Juli 1800). Die Interinalregierung suchte ihr Heil in der Flucht, und nun wurde an ihre Stelle eine andere unter dem Namen Präfekturrat eingesetzt, aus lauter Männern bestehend, denen wir billig zutrauen konnten, daß sie sich mit allem Eifer für unsere Befreiung verwenden werden. So begründet nun auch dieses unser Zutrauen war, so war unsere Hoffnung auf einen günstigen Erfolg doch zu hoch gespannt. Wirklich schickte der Präfekturrat einen Expressen an den fränkischen General Moreau, um die Auswechslung zu betreiben, und dieser willfahrte seinem Ansuchen insoweit, daß er sich deshalb an den k. k. General Kray wandte, von dem er die Versicherung erhielt, daß er sein möglichstes zu unserer Befreiung beitragen werde. Auf

dies hin ließ Moreau die nach Frankreich Deportierten, um die Auswechslung desto schneller zu betreiben, wirklich an die Grenze von Bünden, nach St. Gallen, führen, mit der ausdrücklichen Weisung, daß sie von dem Augenblicke an, da wir entlassen sein würden, auch frei sein sollten. Aber was geschah? Die geflohene Interinalregierung mußte nun selbst das Vaterland meiden, und um ihre Rückkehr dahin zu sichern, sollten wir nun als Unterpfand oder Geiseln für sie dienen. Dahin verwandten sie allen Einfluß, den sie immer noch auf die Behörden hatten, in deren Gewalt wir waren, und daher allein kam die Verzögerung unserer Auswechslung. Auch dieses Hindernis trachtete man aus dem Weg zu räumen. Der Präfekturrat proklamierte eine allgemeine Amnestie und freie Rückkehr in das Vaterland für alle Ausgewanderten und Flüchtlinge, ja selbst für die Mitglieder der geflüchteten Regierung. Von dieser wurde einzig, und zwar wie recht und billig, Rechnungsablage für die verwendeten Staatsgelder verlangt. Die Herren hatten nämlich bei ihrer Flucht die Staatsrechnungen und die Staatskasse mit sich genommen. Hin und wieder zerstreut in k. k. Landen, warteten sie nun ab, was die neue Landesregierung über sie verfügen werde. Da erschien oberwähnte Proklamation des Präfekturrates. Wirklich kamen auf diese Amnestie hin die meisten Entflohenen zurück, und wer nicht kam, durfte doch kommen, indem keinem ein Haar gekrümmt wurde. Damit schien auch dieses Hindernis unserer Befreiung aus dem Wege geräumt zu sein. Aber nein! Die Häupter der Interinalregierung trauten sich nicht, jene ihnen abgeforderte Rechnung abzulegen; sie blieben deswegen außer Landes, und wir mußten dies entgelten. Statt der stündlich erwarteten Erledigung wurde uns zu unserm größten Befremden die weitere Deportation, zuerst nach Linz und sodann nach Graz, offiziell angezeigt. Der Eindruck, den diese Nachricht uns machte, läßt sich leicht erraten. Sofort reichten wir dem k. k. Gubernium ein Memoria ein, aber vergebens. Ohne Antwort auf unsere freimütige Eingabe blieb es bei dem gegebenen Befehl, einzupacken und abzureisen. Noch ehe wir aber dieses taten, wandten wir uns an die Landstände von Tirol und baten um ihre Fürsprache. Wirklich nahmen sich diese unser mit Wärme an und reichten in ihrem Namen dem k. k. Gubernium eine Eingabe ein, worin sie in einer für uns schmeichelhaften Weise um unsere Befreiung ersuchten, oder wenn diese nicht möglich, wenigstens um

die Erlaubnis, in Innsbruck bleiben zu dürfen bis zu unserer Auswechslung. Diese Vorstellung fruchtete indessen ebensowenig, und es blieb bei dem gegebenen Befehl. Es fanden deswegen elf unserer Genossen für gut, sich aus dem Staub zu machen, und traten ihre Reise ins Vaterland den 2. September abends bei Einbruch der Nacht an. Sie glaubten sich dazu um so mehr berechtigt, als diejenigen, für die sie als Gegengeiseln erklärt worden waren, bereits so gut als frei waren, und sie sich nicht verbunden hielten, als Unterpfand und Sicherheit für die geflohene Interimsregierung zu dienen. Und in der Tat war es im höchsten Grad auffallend, uns zu eben der Zeit, da jene nach Frankreich Deportierten an die Grenze ihres Vaterlandes geführt worden waren, noch hundert Stunden weiter von derselben zu entfernen, und es war uns unmöglich, dieses Vorgehen mit der offiziellen Erklärung S. k. Hoheit des Prinzen Karl zu reimen. Aber dieser edle Menschenfreund war eben nicht mehr Kommandierender, und wir mußten dies nicht weniger entgelten als – die ganze k. k. Armee. Von allen jenen Geflüchteten wurden nur drei von den Tiroler Bauern erhascht und zurückgeführt; die andern langten glücklich bei den Ihrigen an. Uns übrigen wurde am 4. September bestimmt angezeigt, uns auf den 6. zur Abreise bereit zu halten.

(Schluß folgt)

Chronik für den Monat Juli

1. In Schuls tagten die Engadiner Ärzte unter dem Vorsitz von Dr. med. R. Campell. Bei diesem Anlaß hielt Dr. med. Arnold Arnold (Davos) ein Referat über die moderne therapeutische Behandlung der Lungentuberkulose mit Hilfe der Chirurgie.

3. Am 28. Juni fand die Demobilmachung der Churer Luftschutzkompagnie statt. Für die Zukunft wird der Luftschutz als Teil der Landesverteidigung, eingegliedert in die Armee, erhalten bleiben.

6. Der Verkehrsverein für Graubünden hielt am 5. und 6. in Arosa seine Delegiertenversammlung ab. Die Verhandlungen ließen erkennen, daß die Hoteliers von der Nachkriegszeit eine Zunahme des Fremdenverkehrs erwarten, trotzdem mit mancherlei Schwierigkeiten zu rechnen sein wird.